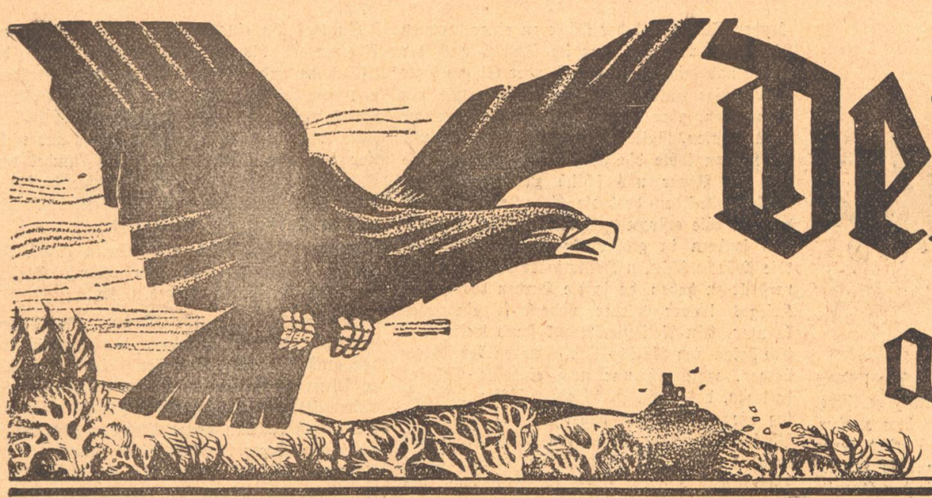
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

39 (30.9.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 39 / Jahrgang 1934 — Wochenbeilage des „Führer" — Sonntag, 30. September 1934

Von Josefine Loewer

Kriege fraßen damals das Land leer. Das Kriegsvolk lärmte und kämpfte und raubte, wie es das je und je getan hatte. Jedes Jahr ging mühselig der Pflug über das verhärtete Land und keuchende Menschenkraft mußte oft das geraubte Vieh ersetzen.

Der alte Bauer kämpfte verbissen um seinen Hof. Und er gab willig seine letzte Ackerfrucht, damit ihm das rohe Kriegsvolk, das keinen Unterschied kannte zwischen Freund und Feind, nicht den roten Hahn aufs Dach setzte. Der Feind aber hatte den Hof noch nicht gefunden.

Und der Hof sollte bleiben, wie er war, als der Sohn hinausgezogen war in die Welt. Einmal . . . ja, einmal würde er ja doch wiederkommen . . . einmal würde die Erde wieder lebendig werden in ihm, vor der er davongelaufen war hinter der Trommel her.

Der alte Bauer glaubte daran, daß der Sohn wiederkommen würde. Er dachte gar nicht an den Tod, der seine Faust reckte nach jedem im Reich. Der war ein anständiger Kerl! Der würde einen Vater nicht betrügen um den Lohn seines vertrauensvollen Wartens. Einmal . . . ja, einmal würde der heimkommen . . . der Sohn . . .

Einstweilen dachte der aber nicht daran. So viele Jahre hatten sich schon auf seine Schläfen gelegt, daß er fast den Ort vergessen hatte, wo seine Mutter, die lange schon tot war, ihn hineingeboren hatte in diese wunderliche Welt. Und vorläufig war ja auch noch immer Krieg. Das ging so hin und her, flammte bald hier, bald dort auf, zerriß die Tage in Kampf, Marsch, Spiel und Weiber und war ganz in der Ordnung.

So lebte er gleichmütig seine Jahre und nahm herrisch jede gebotene Gabe dem Schicksal aus der Hand. Er sorgte schon dafür, daß die nicht schlechter war, als man gemeinhin erwarten konnte.

Der Tod aber stand all die Jahre hinter ihm, schüttelte den mageren Schädel und grinste beifällig. Für derlei Menschen hatte er nun einmal eine Schwäche. Denen ließ er gerne mehr Freiheiten als dem feigen Geschmeiß, das so widerlich hinter dem Ofen herumkroch und ihm vor hündischer Angst nicht in die Augen schauen konnte. Und dann war da ja auch der Vater, der wartete . . . Der hielt einen für einen ehrlichen Kerl, den durfte man beileibe nicht enttäuschen. Der sollte seinen Willen haben, wenn auch . . . na, man würde ja sehen!

Immer mehr Jahre krochen der Welt auf den Buckel. Jeder Tag brachte neue Dinge und wurde bis zur Neige gelebt. So tat auch der Hauptmann. Nur im Frühjahr war da etwas, das Unruhe brachte in sein Blut. Da wurde er sonderbar mißmutig und seine Leute gingen gern ihm aus dem Weg. Dann saß er an jedem Abend, der zum Ausruhen da war, allein hinter dem Becher und grübelte. Und manchmal schaute er fast zornig nieder auf seine Hände, die so braun waren und so schwer, wie . . . wie die Erde, wenn sie aufbrach unter dem Pflug draußen im Land. Da saß der Mann und spürte ein unverständliches Ziehen in diesen Händen, als sollte er etwas packen und festhalten können in den Fäusten.

So war das wieder einmal Frühjahr.

Die Vögel sangen in den Bäumen, als böte ihnen das zermalmte Land immer noch genug der Nahrung. Die Luft schmiegte sich wie weichste blaue Seide um Stirn und Wangen und die Sonne . . . ach, die Sonne warf ihre Wärme in die Welt, als sähe sie nichts von dem Elend und den rauchenden Trümmern da drunten.

Das grüne Leben riß sich wieder einmal aus der Faust, die es würgte, und legte sich schützend über das armselige Land. Und es ließ sich auch nicht vertreiben von der schreienden Masse der Feinde, die dieses Land überschwemmten wie eine trübe, stinkende Flut.

Die floß dann ja auch langsam ab, aber sie hinterließ böse Dinge. Verbrannte Höfe, erschlagene Bauern, geschändete und dann zerbrochene Weiber, gemarterte Kinder, Tod und Vernichtung zeichneten den Weg, den der Feind in deutschem Land genommen hatte.

Und der Haufen, der ihm auf den Fersen nachrückte, um ihn zu schlagen und zu vertreiben, mußte zähneknirschend und fluchend die Leibriemen enger schnallen.

So ritten auch der Hauptmann daher mit seiner Schar. Die Trommel würgte an dumpfen, jämmerlichen Tönen, weil der Tambour vor Hunger so schwach war, daß ihm die Schlegel in der Hand nicht mehr gehorchen wollten. Der Hauptmann sah nicht den Wald und den Bach und den rauchenden Trümmerhaufen, der einmal ein Hof gewesen sein mochte und ein gar stattlicher dazu. Seine finsteren, harten Augen starrten geradeaus und seine braune Stirn zerschnitt eine böse Zornfurche. Das Pferd zokkelte mit gesenktem Kopf müde auf der verschlammten Straße dahin. Sonst hatte er sich sorgsam seinen Weg gesucht, nun aber hatte es nicht acht der tiefen Gruben und rieselnden Wasserrinnen.

Und solch eine Grube war schuld, daß es dem Hauptmann auf dem strauchelnden Gaul den Kopf jäh nach der Seite riß.

Es war nichts Besonderes, was er sah. Ein Pflug stand da auf einem halb umgebrochenen Feld, und aus dem wirr am Boden liegenden Geschirr schien man die Kuh oder was sonst vor kurzem herausgerissen zu haben. Daneben aber lag ein toter Bauer.

Solche Bilder gab's freilich genug auf dem Weg, den der Feind gegangen war. Ha, das war nichts Besonderes! Aber doch war etwas, was dem Hauptmann den Blick hielt. Und in seinen Händen begann es wieder zu ziehen und zu zerren. Mechanisch fast trieb er den widerstrebenden Gaul über den Rain hinauf, hin zu dem verlassenen Pflug. Seine Leute hielten an und starrten mit offenen Mäulern hinter ihrem Hauptmann her.

Der stieg langsam ab, wie zögernd, führte das Pferd vor den Pflug und streifte ihm sorgfältig das Geschirr über den mageren Hals. Einen Atemzug lang stand er dann still mit hängendem Kopf und starrte wie benommen die Erde an, die um seine schweren, verschmutzten Stiefel bröckelte.

Dann packte er mit einem tiefen Seufzer den Pflug in beide Fäuste und begann ihn mit gleichmäßigem, festen Schritt, ohne sich um den toten Bauern zu kümmern, über den Acker zu führen. Und so viel Kraft lag in diesen braunen Fäusten und in den erwachten Augen, daß der Pflug sich fast wie von selbst in die Erde bohrte und sie umwarf zu schweren, schwarzen Schollen. Und der Geruch der frischen Erde umwehte den Mann und stieß ihm das Blut in schäumenden Fluten durch die Adern.

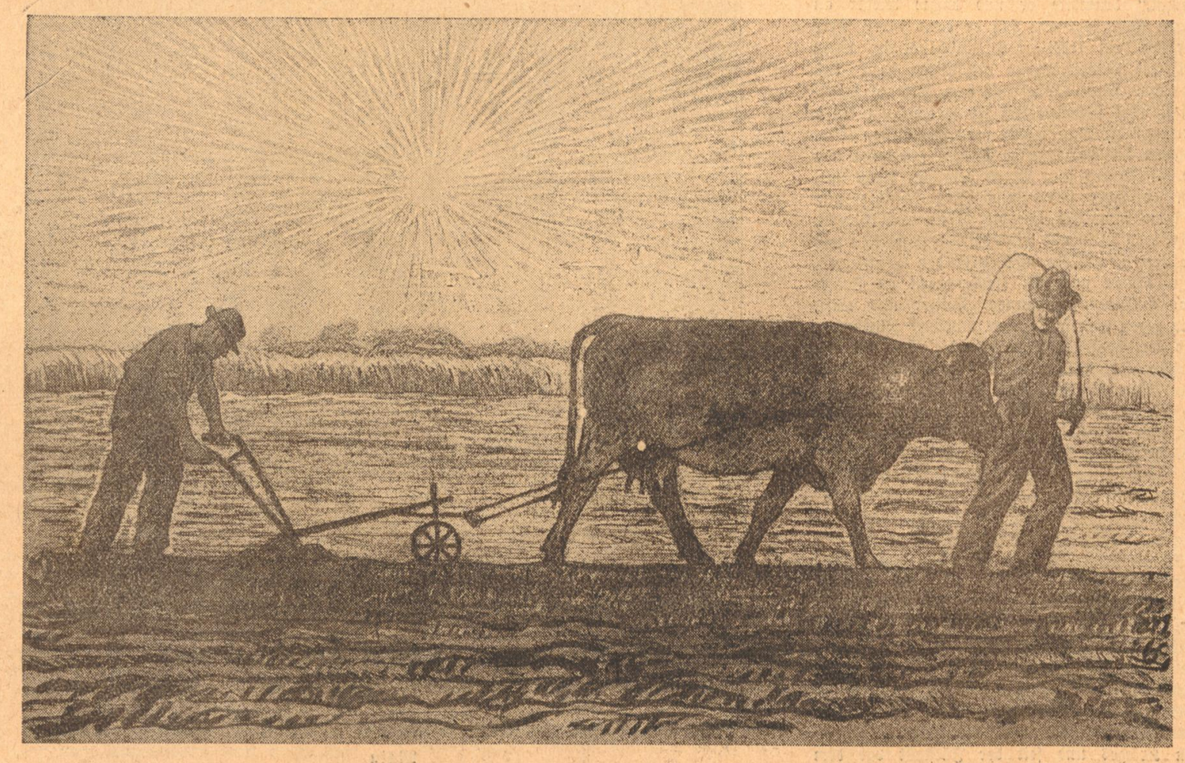
Als aber der Mann zurückkam mit dem Pflug auf seinem Weg über den Acker, da lag quer darüber der tote Bauer. Sein altes, verknittertes Gesicht hob sich der Sonne entgegen, die seine Arbeit immer gesegnet hatte. Und sein schmaler Mund bog sich aufwärts, wie zu einem letzten frohen Lächeln.

Und da erkannte der Hauptmann den toten Bauern.

Und als er die Augen aufhob, da erkannte er die Heimat, sah den Wald und den Bach und den Hof, der nur mehr in Trümmerhaufen war.

Und alles fiel ab von dem Mann, der ein Kriegsknecht hatte sein wollen und doch ein Bauer war tiefinnerst in seinem Wesen. Einer, dessen Leben immer nur die Erde sein wird, die sich nur seiner Hand ergibt.

Und er war heimgekommen zu der Erde, wie es der Vater vorher gewußt hatte.



Aus dem Inhalt:

Hermine Maierheuser: Johann der Wälder

Paul Brock: Der Erbe

Rosa Hagen: Aus dem Leben einer Glücklichen

Mathias Heß: Tabak

P. Weinacht: Ein neuentdeckter Scheffelbrief

Hermann Fautz: Kinzigtäler Bergbau vor dem 30-jährigen Kriege

W. B.: Theaterbrand.

Johann der Wälder

Von Hermine Maierheuser

Johann Brock besaß nicht viel Dinge zum Zeitvertreib, sie hätten ihn auch wenig genützt; denn die Arbeit ging ihm Sommer und Winter nicht aus. Umso lieber war ihm sein einziger Zeitvertreib, seine Pfeife, weil er sie auch manchmal bei der Arbeit schmauchen konnte. Er war ganz vernarrt in diese Pfeife, trotzdem sie die Kundel, seine Frau, nicht ausstehen konnte. Im Rappenkrieg anno 1614 war sie ihm von einem Oesterreicher geschenkt worden, damals, als die Bauern der Baar und des Schwarzwaldes sich gegen ihre Zinsbedrücker erhoben hatten. Und es war, genau genommen, alles umsonst gewesen, die Herren blieben im Recht, und Johann brachte nichts heim als eben seine braunköpfige bedroddelte Pfeife.

Paff, paff machte er und wärmte seine Hände an dem Pfeifenkopf. Es kühlte schon gewaltig da heroben auf dem Feldberg, und das Kreuz tat dem einsamen Raucher auch weh vom vielen Bücken. Nun reckte er sich, nachdem er sein Kräuterbündel abgeworfen hatte, und ließ ein wenig die Blicke schweifen, — weit über die Schwarzwaldberge und -täler und hinüber zu den Hegaubergen bis zum blauen Gezack der Alpen.

Blau stieg auch sein Pfeifenrauch empor, doch er verflog bald, mir nichts, dir nichts, so wie die Zinsgroschen und Abgaben in den Händen und Truhen der Klosterleute und Waldvögte verschwanden, — mir nichts, dir nichts —. Johann kraute sich im Bart und setzte den Fuß auf sein Kräuterbündel. Arnika, Enzian und Alpenmilchlattich lagen da in Menge, und ein paar dicke Enzianwurzeln waren versteckt im Tschoben, die sollte der Klosterkräutermann nicht der Weg nach St. Blasien weit. „Hoppla", sagte der Weg nach St. Blasien weit. „Hoppla", sagte darum Johann zu sich selbst: „Hoppla, los, und die Müdigkeit aufs Bettstroh verschoben." Er stopfte noch ein bißchen Knaster in den braunen Pfeifenkopf. Das war ein Knaster, er bestand aus allerhand Wälderkräuter, die sich Brock fachmännisch mischte. Herb schmeckte das, doch es verschlug ihm nichts, wenn er nur qualmen konnte. Nun packte er sein Kräuterbündel, zog inbrünstig an der Pfeife, nahm sie für einen Augenblick aus dem Mund und sagte gedehnt, „so—o—o." Dieses „so" hielt seine Gedanken fest, und sie spannen daran weiter. So mußte man seine Tage verzetteln in Fronarbeiten für die Waldvögte und fürs Kloster und für die Zinsen. So, —und so—— und so——, mit Bäumefällen, Holzmachen und Kräutersuchen, und das eigene Sach auf dem Hof konnte ruhig hingehen. Johann Brock nahm sein Bündel wieder auf, beim Weitergehen stieß er mit dem Fuß an einen Stein. „Zum Donnerkeidel noch einmal," brummte er und dachte wieder an seinen Hof. Als was saß er denn dort? Doch nur als ein leibeigenes Zinsbäuerlein, wenn auch die Bauerninnung erzwungen hatte, daß man das Wort „leib" auf dem Vertrag durchstrich. Was schierten sich die Herren um einen Vertrag? Fronden mußte man sein Leben lang. Johann tut einen gellen Lacher, fast wäre ihm die Pfeife aus dem Mund gefallen. Nicht nur, daß er Holz fällte und Holz schnitzte und Kräuter sammelte für die Vögte und Herren, nein, was Weib und Kind daheim erschafften und erackerten, gehörte auch noch den Zinsherren, dazu kamen noch die Forderungen an Früchten, Hühnern, Kapaunen, Butter und Käse. Und gegen wen sollte man murren? Zinsherren und Gerichtsherren waren ja dieselben. Johann verschnaufte abermals bei einem Tannendickicht. Von hier aus war es eine Stunde bis zu seinem Gehöft, aber St. Blasien lag weiter, und er mußte heute noch die Kräuter nach St. Blasien bringen. Von den Tälern webte die Dämmerung herauf. Mühsam erklomm Brock die Lichtung und setzte seinen Weg fort, bis aus dem nächtlichen Dunkel der steinerne Wunderbau des Klosters auftauchte. Es lag da gut versteckt im oberen Albtal, fern von den großen Heerstraßen des Rheintals, und es war zu Zeiten ein Hort und eine Zuflucht gewesen für viele, die das Elend des Krieges vertrieben hatte. Das tiefblaue Gespinst des Nachthimmels wob um den Klosterbau. Johann fühlte nichts von Wohltat und Schönheit. Er fühlte sich müde und krank und sein Groll wuchs, angesichts des Bauwerks, in dem seit dem Beginn des großen Krieges und seit der Fürstabt vor dem wilden Kriegsvolk und vor der Pest geflüchtet war, viel Grausamkeit und Eigennutz herrschte. Lauter Tyrannei kam seitdem aus dem Kloster, und so ein Wälderbauer läßt sich nicht gerne tyrannisieren, er ist selbständig und so knorrig wie die Bäume und starknackig wie der Granitfelsen. Johann Brock kannte die lange Leidensgeschichte der Wälderbauern. Sein Großvater war dabei gewesen, als die Bauern das Kloster zerstörten, weil sie zu hart bedrückt wurden, und der Konrad Jehle, der Anführer, der war damals von den Herren gehängt worden. Aus den Orgelpfeifen hatten die Bauern Kugeln gegossen dazumal. Hundert Jahre sind darüber hin, und es ist nichts vergessen, trotzdem der Abt Kaspar kam und gut war und recht regierte. Aber seine gute Zeit war vorbei, und seitdem draußen der Krieg wütete, herrschten und bedrückten die Herren vom Wald die Bäuerlein bis aufs Blut.

Wenn es tief in einem feuerspeienden Berg grollt, merkt man es nicht immer gleich an der Oberfläche. So erging es den Wälderbauern, seit der bösen Bedrückung, und so auch Johannes Brock. In seinem Herzen tobten aufrührerische Gedanken, die nur von dem Wissen um der Herren Macht und Gewalt gebändigt waren. Finsteren Blicks trat er in den Klosterhof. Die Werkgebäude lagen dunkel da, die Schmiede war still, doch im Nebengebäude seifte gerade ein Klosterbruder den andern ein, um ihm Bart und Tonsur zu schaben. Der eingeseifte war der Kräutermönch. Als er Johann bemerkte, sprang er trotz des seifenschaumigen Gesichts auf und besah den Kräuterbündel. „Warum hat der Enzian nicht seine langen Wurzeln, gerade die Wurzeln sind mir nütz", schrie er, „aber", so fuhr er fort, „ihr seid zu faul, sie auszugraben, ihr Bauernhunde, aber du kommst mir nicht heim, bis ich die Wurzeln hab'." Bei diesen Worten gewahrte er die Pfeife in der Hand des Wälders. Er packte sie mit zornigem Griff, brach das Pfeifenrohr entzwei und warf beide Teile wütend zur Erde. Johann Brock duckte sich und schlich stumm ins Roßhaus, als ihn dann Bruder Stefan aus der Küche zu einer warmen Mehlsuppe rief, suchte er im Dunkel nach der Pfeife und fand sie wieder. Bruder Stefan sagte leise einige gute Worte, sie klangen wie ein Abendsegen, aber Johann Brock konnte dennoch nicht schlafen, Ratten raschelten im Stroh, und im Herzen tobte die Empörung. Endlich erhob sich der Bauer und schlich zur Klosterkirche, vielleicht würden dort die Gedanken friedlicher werden. Wie erstaunte er, die Kirche nicht friedlich, sondern in großer Unordnung zu finden. Die Mönche schienen Heiligtümer vergraben und versteckt zu haben, da ja die Horden des großen Krieges immer wieder unverhofft einbrechen konnten. Ein Reliquienschrank stand weit offen, Edelsteine und köstliche Stoffe waren bereits geborgen, man sah nur noch einzelne Gebeine daliegen, das kurze Stück eines Röhrenknochens lag obenauf. Johann nahm ihn auf, holte sein Pfeifenrohr hervor, paßte den Knochen ein und verband die beiden Röhrenteile wieder. Seine Pfeife war geflickt. Eben steckte Johann das Wurzelmesser, ein, mit dem er den Knochen zurechtgeschabt hatte, da erlosch das ewige Licht. Gleichzeitig erklangen von draußen Schritte. Johannes duckte sich in eine Nische und verließ katzenartig schleichend die Kirche. Sogleich trat er den Heimweg an, er fühlte Trotz in seinem Herzen und Willen zum Widerstand. Nur mit Gewalt sollten und konnten sie ihn wieder holen, gutwillig würde er nie mehr fronden, er wollte sich gut verstecken daheim, und er fühlte sich im Besitz des heiligen Gebeins gefeit. Als der Tag anbrach, hörte er auf seinem Gehöft den Hahn krähen. Tagelang hielt er sich versteckt, wenn jemand sich dem Hof näherte, immer die Pfeife im Mund oder an der Brust. Sein Sohn Martin kündete jedem Frager an, sein Vater sei noch nicht zurück von der Kräutersuche fürs Kloster. Doch sie kamen nicht mit ihren Helfern, um den Bauern zu suchen oder zur Arbeit zu zwingen, Martin sah einmal bei Nacht und Dunkel einige Mönche fliehen. Auch fremde Reisige hörte man reiten, dann wurde es für lange Zeit still im schwarzen Wald. Schnee flockte dick wie Watte hernieder. Johannes saß in der Stube wie in einer eingemauerten Burg, er rauchte und schnitzte und flocht Körbe und überlegte sich, ob er im Frühjahr nicht auf und davon wollte. Aber wohin? Ueberall saßen die Herren im Recht, überall wurde der Arme geknechtet.

Als das Geheul der Wölfe verstummte, und der Schnee abzuschmelzen begann, kam ein elender Flüchtling über die unwirtlichen Höhen. Johann bot ihm Unterkunft, und er erzählte, daß im Kloster die Pest ausgebrochen sei. Von nun an ging Johann Brock wieder am Tag aufrecht in den Wald zu seiner Arbeit, und wenn er sich ausruhte, qualmte er aus der Pfeife und freute sich, daß sie mit einem so heiligen Talismann zusammengeflickt war.

So traf ihn eines Tages Bruder Stefan an. Abgemagert bis auf die Knochen stand der Mönch da und erzählte von den toten Brüdern und vom verlassenen Kloster. Auch der Kräutermönch war der Pest zum Opfer gefallen. Johann sagte kein Wort, er sog an der Pfeife und nickte nur mit dem Kopf, doch als die Kundel dem Mönch eine warme Milchsuppe brachte, da sah er beim Gebet so seltsam nach dem Pfeifenrohr hin, daß es Johann zur Seite legte.

In der Nacht wurde die Bäurin krank. Im Fieber redete sie von dem Mönch Stefan, der auch Todsünden vergeben könne.

„Ach was", sagte ihr Mann, „Todsünden, wer hat denn Todsünden, das wollen wir den großen Herren überlassen." Dabei träufelte er seiner Frau Enzianschnaps ein. Aber dies Allerweltsheilmittel versagte. Kundel wurde so elend, daß Johann ganze Nächte wachen mußte an ihrem Lager, und in einer Nacht als die Stürme besonders wild über die Berge heulten, faßte den Mann im Strohsessel ein heimliches Grauen. Es war jedoch nicht die Bergeinsamkeit oder die Nähe des Todes, was seine Seele erzittern machte, es war eine Erscheinung, die ihm die Frau zuerst beschrieb, und die er dann selbst sah. Immer, wenn er seit dieser Nacht im Strohsessel einnicken wollte, nahte sie nun übergewaltig und knackte mit den Knochen. Es war eine hohe Gestalt in goldrotem Faltenmantel. Es war, so behauptete die Bäurin, gewiß jener Heilige, dem ein Knochenstück fehlte.

Johann redete sich unterwegs alles aus, aber die Pflege und die Angst um das Leben der Frau griffen ihn an. Die Erscheinung wurde immer mächtiger. Nach einiger Zeit füllte ihr weiter roter Mantel die ganze Stube aus. Da beschloß Johann, den Mönch Stefan am Titisee aufzusuchen. Leise gab er Martin Anweisungen, wie er die Mutter zu pflegen hätte, dann hüllte er sich in sein Schaffell und machte sich auf den Weg. Erneuter Frost hatte die Berge übereist, im nahen Gehölz bellte ein Wolf, Johannes Brock saß behend auf seinen Bockschlitten und sauste bergab, und als die Frühsonne kupferig über den gefrorenen Titisee glänzte, sah er schon einige Hütten am Ufer. Am Himmel standen noch etliche Sterne. Ehe sie ganz verblaßten, spiegelten sie sich in dem klaren Eis, bis die Sonne einige Feuerbrände über die Berge schickte. Als Johann zögernd an eine Hütte klopfte, tat sich der vermooste Laden auf und der Mönch Stefan schaute heraus. Der Schimmer der Sonne huschte um sein Haupt, und die freundliche Heiterkeit verließ ihn nicht, als Johann Brock in die Hütte trat und von der Erscheinung erzählte und von dem Knochenraub, den die Kundel für eine Todsünde hielt. Stefan lauschte in versunkener Andacht. Ihm war soviel Grausiges begegnet in dieser Kriegs- und Pestzeit, daß seine Seele die menschlichen Spitzfindigkeiten vergessen hatte. Er wußte nur noch von einer Pflicht, von der Pflicht der Hilfe bei Leib- und Seelenpein. „Gib mir das braune Gebein," so sprach er, „ich bringe es dem Heiligen wieder, und ich bitte ihn, daß er dich segne. Und für die Kundel mußt du eine braune Mehlsuppe kochen."

Als der Tag aus den Bergen wich, stand Johann Brock wieder in seiner Wälderstube. Kundel schien kaum noch zu atmen, Martin wehrte jedem lauten Worte. Todmüde sank Johann in seinen Strohstuhl. Da, als er ein wenig einnicken wollte, sah er wieder die Erscheinung, sie knackte jedoch nicht mit den Knochen, sondern erhob segnend die Hand, alsdann zerfloß sie und kam nie wieder.

Vom nächsten Tag an ging es der Bäurin besser, Martin mahlte Körner zu Mehl und Johann kochte eine Suppe, wie sie Stefan verordnet hatte, und die Pfeife flickte er mit einem Stück Ziegenhorn. Sie sollte ihn aber nicht lange mehr erfreuen. Die jähe Abfahrt nach Titisee hatte seinen Lungen und seinem geschwächten Körper geschadet und als der späte Frühling seinen Glanz über die Berge schüttete, bekam er einen Blutsturz, von dem er sich nicht mehr erholte.

Matt und krank saß er im Strohstuhl vor dem Haus und sah hinab nach der Richtung, wo die Waldvögte wohnten und wo das Kloster lag. Wann, so dachte er, würden die Bedrücker wieder kommen? Doch ein gütiges Geschick bewahrte ihn vor den Greueln der kommenden Jahre, wo die Kriegsfurie sich austobte und die Herrenfron härter den je erstand. Er blickte in den letzten Lebenstagen verklärt dem Rauch seiner Pfeife nach, und er wußte es auf einmal ganz genau, daß hier auf der Scholle einmal freie Bauern sitzen werden. Diese Hoffnung nahm ihm den verbitterten Zug aus dem Gesicht. Als Martin und Kundel ihn ins Grab legten, brauste der Föhn über die Höhen. Arm und klein standen die beiden neben der Grube, arm und ungewiß der allernächsten Zukunft, aber in ihren Augen war ein demütiger, gläubiger Schein, ein Widerschein des Lebens, das ewig ist wie der Acker wie die Sonne und wie das Wachstum.

Die Fässer können den Traubensegen nicht fassen

Die diesjährige Weinernte ist so reich und so gut, daß die Fässer nicht ausreichen, um den Segen unterzubringen. Hier sieht man unsere Winzer bei der Arbeit. Von den Rebenhügeln gleitet der Blick auf Randersacker am Main

Der Erbe

Von Paul Brock

Der Erbhof der Jürgens-Bauern ist der größte Hof in der Marsch. Vor dreihundert Jahren etwa schrieb der Pfarrer die Geburt des ersten Erben in das Kirchenbuch. Der Jürgensbauer besaß damals ein kleines Stück Land und wohnte in einer Strohkate, die kaum Platz hatte für ihn und sein junges Weib. Für die Wiege mußte er mit eigenen Händen einen Anbau schaffen. Aber der Segen Gottes und die schwere, schwarze Erde hat die Jürgens reich gemacht.

Vor zwei Jahrzehnten übernahm der jüngste Erbe den Hof. Der alte Bauer zog sich früher, als es sonst üblich war, auf sein Altenteil zurück. Er liebte den Jungen herzlich. Darum wollte er ihm eine Freude machen, als er ihm den Hof verschrieb. Unter der Hand des jungen Bauern gingen aber allerlei Veränderungen vor. Das alte Haus mit dem hohen Reeddach und den kleinen Fenstern verschwand. Dafür wuchsen neue, moderne Gebäude auf, in die bald eine kleine, dunkle, schmalhüftige Frau ihren Einzug hielt. Die Frauen der Jürgensbauern waren große, blonde Friesinnen gewesen.

Neben dem Herrenhaus erstanden die grauen, nüchternen Mauern einer Brauerei. Die Felder wurden ausgebeutet und das Vieh ward weniger auf den Koppeln. Der junge Bauer aber suchte seinen Gewinn in den Räumen der Kaufmannsbörse, statt hinter dem Pfluge herzuschreiten, wie es die Tradition verlangte.

Hinter den Fenstern des kleinen, alten Friesenhauses aber stand der Altbauer, den seine neunzig Jahre wenig drückten und schaute mit grimmigen Blicken auf das leidende Land.

So war es, als der Sohn am Nachmittag eines heißen Julitages in die Stube des Vaters trat. Lange war das nicht mehr geschehen. Hoch aufgerichtet trat ihm der Alte entgegen. Es schien, als hätte er sein Kommen erwartet.

„Nun?"

Der Sohn wollte dem Vater die Hand reichen, aber der hielt die Rechte tief in der Hosentasche vergraben. Mit der anderen Hand stützte er sich schwer auf den weißgescheuerten, eichenen Tisch. Dabei maß er den Jungen mit feindlichem Blick.

„Nun?!"

Was der Jungbauer dem Vater zu sagen gekommen war, das war mit wenigen Worten geschehen. Er konnte nicht mehr weiter. Wechsel liefen über eine Summe, die er nicht mehr aufbringen konnte. Alle waren in der Hand eines Gegners, den er nicht kannte. Morgen war der Fälligkeitstag.

„Vater", bat der Sohn, „helft mir um des Ackers willen!"

Da lachte der Alte ingrimmig auf. „Um des Ackers willen, sagst Du? Um des Ackers willen, den ich Dir gab? Und was hast Du damit gemacht? Gib Rechenschaft."

Er hatte den Sohn ans Fenster gezogen.

„Sieh her, ist Dein Fuß ein einziges Mal hinter dem Pflug über den Boden geschritten? Hat auch nur ein Tropfen Deines Schweißes die Erde gedüngt? Fremde Hände haben die Saat gestreut. Was willst Du diesen Herbst ernten?

Wo ist das Vieh, das ich Dir gab? Wo ist der Eichenwald? Dein Teufelshaus hat ihn gefressen. Und ich soll Dir helfen?"

Der Altbauer ging mit schweren Schritten zum Schrank, zog einen kleinen, eisenbeschlagenen Kasten hervor und öffnete ihn. Da lagen, ordentlich gefaltet und gebündelt, die Schuldpapiere des Sohnes. Kein einziges fehlte. Die runde Summe von zweihunderttausend Mark.

Stumm standen die beiden Männer sich gegenüber. In der Stube war es dunkel geworden. Ohne daß die zwei es bemerkt hatten, war ein Wetter heraufgezogen. Schon zuckten die ersten Blitze und der Donner rollte in immer geringeren Abständen.

Die Blicke des Sohnes hingen voll Spannung an den Augen des Alten. Der also war sein Feind gewesen?"

„Was soll ich nun tun, Vater?" fragte er mit tonloser Stimme, kaum konnte er die Worte hervorbringen.

„Was Du tun sollst?" Wieder schritt der Altbauer zum Schrank; gleich darauf klirrte ein schwerer harter Gegenstand auf den Tisch.

Voll Entsetzen blickten die Augen des Sohnes in das kalte weiße Gesicht des Alten.

„Vater!!"

Der war wieder ans Fenster getreten und hörte nicht den Schrei. Draußen tobte das Wetter in seiner stärksten Kraft. Sturm raste, bog die Bäume und rüttelte an den Wänden des alten Hauses, daß es erzitterte. Ein gespenstisches, schwefelgelbes Licht erfüllte die Luft.

Plötzlich fuhr mit hartem Schlag ein Blitzstrahl nieder. Eine Sekunde war es taghell. Ein Donnerschlag erdröhnte, daß die beiden Männer wankten. Aus dem Dach der Brennerei fuhr eine Feuersäule empor.

Im gleichen Augenblick hatte der Sohn die Waffe erhoben. Der Vater wendete sich um, gerade, als er den Lauf gegen die eigene Stirn führte.

Gott hatte gerichtet. Was sollte das Opfer noch. Mit einem kräftigen Faustschlag traf er die Waffe, daß sie klirrend in die äußerste Ecke der Stube flog.

Der nächste Morgen kam mit stillem, warmem Sonnenschein. Dampfend strömte die Feuchtigkeit aus der schwarzen Erde zum Himmel empor.

Durch die Felder schritten Vater und Sohn. Zwischen ihnen war Frieden geschlossen. Von einer Anhöhe aus überblickten sie den ganzen schönen Hof, die Felder und die saftigen, grünen Koppeln. Im Hintergrund rauchten die Trümmer der Fabrik. Da neigte der junge Bauer sich, hob eine Hand voll Erde auf und ließ sie besinnend durch seine Finger gleiten. Sie war kühl und vertraut. Dann reichte er dem Vater die Hand. Es war wie ein Schwur.

Mein Dorf

Aus breiten Bäumen grüßt ein stilles Haus,
Du kennst es gut, hier warst du froh ein Kind.
Aus einem Fenster blaut ein Bauernstrauß,
Aus allen Gärten weht der Blumenwind.

Der Kürbis rankt an seiner Scheunenwand,
Am Zaun die Rose hat so roten Mund.
Der morsche Wegpfahl grüßt mit treuer Hand,
Am Turm das Uhrblatt funkelt blank und rund.

Und dann das Schwalbenspiel in all der Luft,
Im Lindenzweig der Bienen Honigtraum.
Aus jedem Stall es brodelt warm ein Duft,
Die Vogelbrut zirpt leis im Apfelbaum,

Und rings ums Dorf so gelb das viele Korn,
Und dann das Wiesenland, so weit man sieht.
Manchmal ein Glockenruf, manchmal des Hirten Horn, –
Manchmal zu Nacht ein altes Liebeslied.

Karl Burkert GDS.

Aus dem Leben einer Glücklichen

Von Rosa Hagen.

Glücklich sein! Heißeste Sehnsucht aller Menschen. — Viele Menschen könnten sich glücklich fühlen, wenn sie mehr nach den Lichtseiten, statt nach den Schattenseiten ihres Daseins schauen würden, denn wo Schatten sind, ist auch Licht. Anna Schiefer versteht es, den Schatten den Rücken zu drehen und nur nach der Sonnenseite ihres Lebens zu schauen, darum ist sie glücklich, sehr glücklich; ihr höchstes Glück ist die Arbeit. Leicht war ihr Leben nicht, und auf dem Pfad der Tugend ist sie auch manchmal ausgeglitten, hat es aber am eigenen Leibe büßen müssen, also was geht es andere an. Ihre Jugend war hart, als zweitälteste von 6 Kindern ist sie auf einem Bauernhof im Rheinland geboren. Schon als 15jährige mußte sie mit einem Paar „netter Oechsle", wie sie sagt, eggen. Einmal schenten die behörnten Brüder, Anna wurde von der Egge erfaßt und über drei Felderbreiten und drei Raine geschleift; sie war arg zerschunden, aber für sie nicht von Belang, — denn die Wunden heilten ja wieder.

Hart war der Kampf auf dem väterlichen Hof. Schulden auf Schulden häuften sich, die Wucherer drängten, und eines Tages war alles unter dem Hammer. Die Mutter, sonst eine derbe, scheinbar gefühllose Frau, wurde schwermütig, mußte in eine Klinik gebracht werden, der Vater ging fort, um Arbeit zu suchen, die Kinder drängten sich hungernd und wartend um die Reste ihrer Habe. Nach einigen Tagen kam der Vater wieder: „Kinder, ich habe Arbeit gefunden, ihr bekommt wieder Brot, und die Mutter kommt auch wieder, wir müssen aber fort, auswandern nach Luxemburg. Auf einem Gute des Barons v. B. war der Vater Pächter geworden. Auch da war es nicht leicht, denn man verstand sich nicht mit der französisch sprechenden Bevölkerung der Gegend. Doch man hatte Arbeit und dadurch Brot. Anna war ein besonderes Frauenzimmerchen, klein, zierlich, ja schön zu nennen, auf alle Fälle aber rassig. Musik und Tanz liebte sie leidenschaftlich. Romantik spukte ihr früh im Kopfe, welches junge Mädchen wird nicht einmal von ihr befallen? — Eine Nacht klopft es auf der entlegenen Farm an die Türe des Hauses, — der Vater öffnet — draußen steht ein junger Mann in deutscher Ulanenuniform; er bittet um Essen und Lager. Man läßt ihn herein, er ist aus seiner Garnison im Rheinland entwichen, hat sein Pferd totgeritten — im Metzer Wald ist es liegen geblieben und der Fahnenflüchtige gelangte über die Grenze nach Luxemburg; in der Dreiländerecke im Oberelsaß ist er zu Hause. Der Vater Annas behält ihn, da er deutsch spricht, als Knecht. Das Schicksal wirft seine Schlingen, umgarnt die 16jährige Anna, sie verliebt sich in den fahnenflüchtigen Knecht und er in sie. Die Eltern sind erbost — die Verliebten fliehen nach Frankreich. Anna behauptet heute noch, sie sei schuld an allem gewesen, sie hätte ihn zur Flucht verleitet. Die Flüchtlinge ziehen von Gehöft zu Gehöft, arbeiten hier, arbeiten dort — auf dem Felde, in Weinbergen und in Gärten. Anna unterzieht sich mit ihrem Geliebten willig auch der härtesten Arbeit. Immer weiter geht's. Sie kommen nach Paris, hier ist ihres Bleibens nicht, sie wandern zurück und in einer dunkeln Nacht überschreiten sie die deutsch-französische Grenze im Oberelsaß. Der Fahnenflüchtige steht mit seiner kleinen Anna vor dem elterlichen Hause; Vater und Mutter sind inzwischen gestorben, er hofft auf das Erbe. Die Brüder lassen die beiden herein, der eine läuft fort, und nach einigen Minuten kommen die Gendarmen und führen den Geliebten Annas fort; sie hat ihn nie wiedergesehen und nie wieder etwas von ihm gehört; aber ihr Herz gehört ihm heute noch. Ein Jahr war seit der Flucht vergangen. Anna fühlte sich Mutter werden, die herzlosen Brüder des Verhafteten hatten sie vor die Türe gesetzt und die 17jährige, die unwissend dem Verderben in die Arme gerannt war, stand vor dem Nichts. Was nun — kein Ausweg — nach Hause wagt sie sich nicht, sie fürchtet die Roheit der Mutter, die Schläge des Vaters und die Verachtung der Geschwister.

Ihre Arbeitsfreudigkeit aber gibt ihr Mut und Vertrauen. Eine alte Bettlerin (vielleicht auch Kupplerin) nimmt sich der Verlassenen an, bringt sie nach Basel und verschafft ihr Arbeit in einer Fabrik. Zu ihrem Unglück gesellt sich gewissermaßen das Glück. Sie findet bei einer Frau, die in der Nähe von Basel eine kleine Landwirtschaft betreibt, gegen geringes Entgelt Unterkommen. Nach dem Feierabend in der Fabrik hilft Anna ihrer Wirtin die Felder bestellen und lernt nähen und sonstige Handarbeiten. Sie kann ihr inzwischen geborenes, sehr schönes Knäblein bei sich behalten. Während sie in der Fabrik arbeitet, wird es von der Wirtin betreut.

Anna ist glücklich, arbeiten, unentwegt arbeiten ist das Ziel ihres Daseins. Ihr Kind gedeiht, ab und zu sehnt sie sich nach den Vergnügen der Jugend, Musik und Tanz locken. Hochsommer 1891 — im Mönchenstein bei Basel ist Sängerfest —. Viele Hunderte benützen den langen Sonderzug, um der Gluthitze der Stadt auf einige Stunden zu entrinnen und sich dem Vergnügen in die Arme zu werfen, auch Anna ist dabei. Auf dem Weg zur Heimfahrt ist sie etwas spät daran, und sie erreicht noch den letzten Wagen des endlosen Zuges und springt hinein. In dem Abteil liegt ein Betrunkener, den man da, um die Reisenden von diesem lästigen Mitfahrer zu befreien, hineingeschoben hat. — Der Zug fährt, — da ein plötzliches Krachen, Dröhnen, Stoßen, Zischen — wahnsinnige Schmerzensschreie hallen durch die Luft, die Eisenbahnbrücke über die Birsig ist geborsten, die Wagen mit Hunderten von Menschen stürzen hinab, die erste der zwei Lokomotiven, die die Brücke bereits überfahren hat, wird zurückgerissen und stürzt auf die Wagentrümmer mit dem blutenden, jammernden Menschenknäuel. Des Grauens kein Ende — hunderte von Menschen sind tot — hunderte zu Krüppeln geworden. Die drei letzten Wagen des Zuges stehen unversehrt mit ihren Insassen auf dem Gleis, — Anna gehört zu den wenigen Glücklichen, die gerettet sind. Dieses Erlebnis bringt Aenderung in das friedliche Dasein Annas. Der Direktor ihrer Fabrik ist bei dem Eisenbahnunglück umgekommen, es gibt Umstellung und Anna muß anderweitig Arbeit suchen. Sie kommt in das Wiesental und arbeitet in einer Weberei. Ihr in Basel gebliebenes 5jähr. Söhnchen wird von ihrem Vater geholt (die Tochter wollte er nicht sehen), eine kinderlose Familie in Düsseldorf nimmt das Kind auf, um es als eigen zu erziehen. — Der moralische Halt ist Anna gewissermaßen mit dem Kinde entzogen worden. Im Wiesental arbeitet sie unter allerlei Abenteuer verquickt mehrere Jahre, kommt noch einmal in das Elsaß zurück, und schließlich übersiedelt sie nach E. im Breisgau, wo sie einige Jahre in einer Spinnerei arbeitet. — Der Weltkrieg bricht aus. Anna macht sich, da überall männliche Arbeitskräfte fehlen, und der Fabrikbetrieb stockt, selbständig, sie wird Gärtnerin und hat reichlich Arbeit, eine ganze Anzahl von Privatgärten werden ihrer Pflege anvertraut, sie besorgt sie gewissenhaft. — Die Mutterliebe regte sich auch in ihr, doch sie erlebte an ihrem, ihr nun entfremdeten Sohne nur Enttäuschung. — Die Musik war immer ihre Freude geblieben. Eines Abends geht sie in ein Lokal, setzt sich zu einigen Männern, die an Musik Freude haben, an den Tisch, macht ihnen den Vorschlag, einen Musikverein zu gründen, sie gehen darauf ein, und Anna kauft den jungen Leuten Instrumente und Mützen, und der Musikverein wird und wächst und besteht heute noch. — Manches Opfer hat sie ihrer Gründung gebracht.

Vieles ließe sich über das Tun und Treiben Annas erzählen, ja ein Buch schreiben. — Ehrlich, treu und arbeitsam ist sie immer geblieben. Seit 45 Jahren ist sie nun in E. und lebt von dem kärglichen Ertrag ihres Gartens. Doch sie ist immer vergnügt. — Eine eigenartige Erbmischung und vielerlei, zum Bedauern unentwickelte Talente leben in ihr.

Sehr gern hält sie Reden und trägt Gedichte vor. Ueber ihre Ahnen befragt, gesteht sie unter Zögern, daß der Großvater mütterlicherseits die Großmutter nicht habe heiraten können — wegen dem „Gelübde".

Frägt man sie nach ihren Wünschen, sagt sie, eine bessere Wohnung möchte ich haben und daß an meinem 70. Geburtstage im Februar 1935, die von mir gegründete Musikkapelle vor meiner Wohnung spielt." „Sind Sie glücklich?" Auf diese Frage antwortet sie: „O sehr, ich möchte mit niemand tauschen". Ein Wunder? Ihre besten Freunde sind ja Arbeit und Genügsamkeit.

Tabak

Seit dem 17. Jahrhundert (alte Dorfchroniken erzählen es) kennt man im badischen Unterland den Anbau des Tabak. Als die spanischen Eroberer Westindien entdeckten, rollte sich neben all dem anderen, auch das Problem des Tabaks für die alte Welt auf. Den Eingeborenen abgelauscht, wurde der Genuß des Rauchens oder des Qualmens der Tabakblätter rasch nach den heimatlichen Ländern der alten Welt verpflanzt. Es gab ein langwieriges Hin und Her: Verbote und Strafandrohungen rückten dem Tabakgenuß und seiner Anbaukultur zu Leib. Heute ist er eine unbestritten anerkannte Macht.

Der bei uns im Unterbadischen gebaute Tabak hat die etwas verallgemeinernde Warenbezeichnung „Pfälzer". Die Flagge, unter der der süddeutsche Tabak segelt. In den vergangenen Jahrzehnten war der Tabakanbau bei uns frei, das heißt jeder Ackerbautreibende hat, soviel es ihm gelegen war, seine Felder für Tabakanbau verwendet. Daß es dem Bauer dabei in der Hauptsache darauf ankam, quantitativ recht gut abzuschneiden, besonders nach Jahrgängen, die gute Preise gebracht hatten, ist verständlich. Dieser Wildbau mußte notgedrungen zu Fehlschlägen führen. Auf schweren Böden, mit schweren und unzeitig verabreichten Mistgaben gezogene Kulturen, lieferten wohl gut Gewicht, aber mit den in der Sonne der Südsee, oder im Orient gereiften Tabaken konnte sich dieses plumpe, dungfette Erzeugnis in keiner Weise messen. Im neuen Staat hat man (wie in allem was Volkswirtschaft und Bauerntum betrifft) auch in diesem Fall nach dem Rechten gesehen. Die bäuerliche Pflanzerschaft ist in straffere Organisation zusammengefaßt. Dem Bauer wird heute gesagt, das und das an Sorte, so und so viel Hektar darfst du pflanzen. Das Reich hat auf diesem Wege eine einfache und gutfunktionierende Handhabe, so und soviel Tabakgut innerhalb der eigenen Grenzen zu gewinnen und kann der (vielseitigen) verarbeitenden Industrie mit Hilfe von Gesetz und Zollpolitik wirksam nahe legen, einheimische Ernte dieser oder jener Art aufzunehmen und mitzuverarbeiten. Es gilt die Milliardenbeträge, die jährlich für Rauchtabakrohstoffe (weniger für Fertigfabrikate) ins Ausland gehen, möglichst herabzudrücken. Und im Angriff zur Erreichung dieses Zieles hat Vater Staat nun selbst wichtige und entscheidende Schritte getan. In Baden besitzen wir in der bekannten Lehr- und Forschungspflanzung Forchheim eine Hochburg im Kampf um ein edles Tabakblatt.

Der sogenannte „Friedrichstaler", der früher in der Tabakgemeinde Walldorf und Umgebung gebaut wurde (schwerrippiges Schmalblatt) wird auf amtliche Verfügung hin aussterben. Es ist dies der typische Schwerboden- und Misttabak. Daneben kannte man eine andere „Pfälzer"-Art, einen schönen Breitblattabak mit verhältnismäßig dünner Rippe. Mit dieser Sorte wurden die bis jetzt besten Ergebnisse (qualitativ) erzielt. In diesem Jahre hat nun die Bauernschaft von Walldorf (wohl auch andere Ortschaften) den Versuch unternommen, Zigarettentabake zu ziehen. Soviel der Augenschein zeigt, mit erfolgversprechendem Ergebnis. Reine Sandböden, Mistdüngung in bestimmter Gabe im Spätjahr vorher. Im Frühjahr vor der Anpflanzung höchstens noch eine genau berechnete Gabe eines chemisch hergestellten Kalidüngers. Die Pflanze muß in Blüte kommen, darf also nicht „geköpft" werden. Im Gegensatz zu den Pfälzer Tabaken, wo die Anpflanzungen mit den gewaltigen Blätterfeldern einen tropisch-üppigen Eindruck hervorrufen, ist die Zigarettentabakpflanze schlank mit vielen zierlichen Blättern. (Bis zur Blütenspitze zum Teil über 2 m hoch.) Die Blätter werden, so wie sie reifen, d. h. von unten herauf geerntet, so daß die Pflanzung 4—5mal durch„gebrochen" werden muß. Die Erntearbeit ist bei dem Zigarettentabak natürlich viel zeitraubender, da, abgesehen von der Kleinblättrigkeit, auf das gleichgroße Stück Ackerland etwa dreimal so viel Jungpflanzen gesetzt werden müssen. Dem schönen Aussehen des zierlichen Blattes nach, das in der Reife goldgelbgrün schimmert, darf man hoffen, daß wir mit diesem Zuchtergebnis, wenn noch nicht vollständig, so doch annähernd die Qualität der orientalischen Einfuhrtabake erreicht haben.

Doch sehen wir zurück zu dem allbekannten „Pfälzer", der heute noch überwiegend von dem unterbadischen Pflanzer angebaut wird. Der Tabaksamen (runde dunkelbraune Kügelchen) wird im zeitigen Frühjahr (19. März, Josefstag) in einem alten Wollstrumpf etwa, täglich mit warmem Wasser befeuchtet und im Stall oder in Ofennähe zur Vorkeime gebracht. Ende März, Anfang April Aussaat in eigens dazu hergerichtete Beete. (In Holzgitter aufgeschütteter luftiger und humusreicher, milder Boden), gut abgedeckt, mit Zweigen, Säcken oder einer Kleienaufstreu zum Schutze gegen Nachtfröste. Bis Ende April haben sich die zarten, gleichmäßig beblätterten Pflänzlein zur Setzgröße entwickelt. Von Anfang bis Ende Mai wird der Tabak auf den verhältnismäßig schmalen und langen Ackerfeldern in etwa 2 Fuß breit abstehenden schnurgeraden Reihen gepflanzt. In Walldorf wird dem Pflanzer neuerdings von seiner Genossenschaft vorgeschrieben: Nur auf leichte und milde Sandböden anpflanzen! Es ist klar, daß damit die Voraussetzung gegeben ist, im großen gesamten eine gleichmäßigere und bessere Qualität zu erzielen. Gedüngt wird, wie gesagt, im Spätjahr, während im Frühjahr noch der von der Genossenschaft gelieferte künstliche Dünger, pro Ar soundsoviel Kilogramm, gestreut wird. Gepflanzt werden auf ein Ar etwa 300 Pflanzen. Das Wachstum der Tabakpflanzen vollzieht sich nun ungefähr innerhalb der nächsten 4 Monate. Sorgfältige Pflege (Bodenlockerung, Unkrautbekämpfung) ist Selbstverständlichkeit. Ist die Pflanze halbhüfthoch, wird sie „geköpft", d. h. der Entwicklung des Blattes zuliebe, wird die sich zur Blütenkrone entwickelnde Spitze abgezwickt. Die Pflanze treibt nun als Ersatz, über den oberen Blättern je eine „Geize" um ein Blühen und Samentragen zu erreichen. Nun wird der Acker dreimal im Laufe der Wochen vor der Ernte durchgegangen und ausge„geizt", wodurch eben wie gesagt, das Blatt in den ausschließlichen Genuß der Aufbaukräfte der Pflanze gelangt. Einige schöne kräftige Pflanzen bleiben unberührt (die mustergültige Anpflanzung zeigt überhaupt Pflanze um Pflanze in Reih und Glied gleich groß, gleichförmig und gleichfarbig) und bald tragen sie die schönen hellrosaschimmernden Blüten, neben denen die schon verblühten Knospen sich in die etwa eichelgroßen Samenkapseln verwandeln. Seine Reife erhält der „Pfälzer" Mitte August bis Mitte September.

Nun wird er „gebrochen". „Tabak", das grüne Oberblatt, „Sandblatt", das goldgelbe reife Unterblatt und „Krumpen" das überreife und fast gänzlich ausgesaugte Bodenblatt, das nur in der Morgenfeuchte eingesammelt werden kann. Und zu Hause getrocknet, schon verkaufsfertig ist, jedes für sich. In „Buschel" gebunden nach Hause gebracht, wird er dort gemeinsam von Familienangehörigen und Mithelfern „gefädelt". Man sitzt dabei auf Stühlen und Bänken, untertags in der Tenne, im kühleren Abend auch mal in der Stube. Eine dreißig bis 35 Ztm. lange Stahlnadel mit großer Oese in die der 2½ Fuß lange Tabakgarnfaden eingefädelt ist und nun Blatt an Blatt seitlich durch das obere Rippenende eingestochen und in die Kordel gestreift, so daß Rippe an Rippe aufwärts in einer Richtung neben einander liegt. An den Außenenden des Fadens ein „Schlupf" eine Schnurschlinge. An die das „Tabakhandelier" zu hängen kommt. An Schopf und Speicher, Tonnengebälk und Dachvorsprung, wo Holz ist und man in armslangem Abstand Reihenweise rechts und links Nägel einschlagen kann wird er gehängt: Bandelier hinter Bandelier, handbreit. Gleichmäßige Durchlüftung und Schutz gegen Eindringen des Regenwassers ist ein Haupterfordernis. Der Tabak wird nun rasch welk, gelb, braun, bis rostbraun und wird etwa Anfang Dezember abgenommen und gebunden, in schöne handliche Bündel, pfund- bis kiloschwer. So kommt er nun stoßweise aufgebaut zur Lagerung und baldmöglichst zum Verkauf. Da der Tabak auf Stoß gesetzt, zu bestimmter Zeit anfängt zu kochen, so muß er immer und immer wieder umgeschichtet werden bis zur Weiterverarbeitung. Als Rauchtabakschnittware, als Wickeleinlage (eine Prise „Pfälzer" gibt dem Geschmack der Zigarren „Aroma" und wirkt pikant) als Umblatt. Die Rippe wird geschlitzt, d. h. fein gewalzt und zerrissen und als Zigarettenfüllgut verwendet. Ueberhaupt wird aber auch jeder Teil des Tabakproduktes irgendwie verwendet. Sandblatt ist wertvollster Teil des „Pfälzer", da es am besten ausgereift ist, leicht und mild; aber sogar der beim Verarbeitungsprozeß ausgesiebte und gesonderte Tabaks„dreck" findet als hochwertiges Düngemittel seine Abnehmer.

Wenn der Bauer dieses Jahr für seinen guten „Pfälzer" Tabak 50 bis 70 RM. und etwa das doppelte für Zigarettentabak erlöst, so weiß er, daß er im dritten Reich neben vielen Verpflichtungen, neben einer Fülle von Arbeit und Leistung auch eine von einsichtsvollen und gerecht denkenden Männern bestimmte Entschädigung und Entlohnung gibt. Kaufen die andern uns nichts mehr ab, so wollen wir uns bemühen, dem Raucher eine Ware anzubieten, die ihm das ersetzt, was bis jetzt jährlich Milliarden deutschen Volksvermögens ins Ausland wandern ließ.

Mathias Heß.

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 38/39 — 30. September

Eröffnungssünden

werden uns nur in den seltensten Fällen verziehen; ein unerbittlicher Richter präsentiert uns am Schluß unser Sündenverzeichnis in Form eines hoffnungslosen Endspiels, wenn wir nicht schon im Gedränge des Mittelspiels überrannt worden sind und uns auf diese Art das langsame Hinsterben erspart blieb. In der folgenden Partie hält Heinrich seinen in der Eröffnung errungenen Vorteil unbeirrt fest und kann das errungene Bauernplus in einem Turmendspiel siegreich verwerten.

Bremer Partie

Gespielt in der 3. Runde des 2. Badischen Schachkongresses

Weiß: Heinrich-Mannheim
Schwarz: Ebeling-Freiburg

1. c2—c4, c7—c5	20. Ta1—d1, Th8—h4[7])
2. Sg1—f3, Sb8—c6	21. f2—f3, Dd8—d7
3. d2—d4, c5:d4	22. g2—g4, Th4—h3
4. Sf3:d4, e7—e5?[1])	23. 0—0, b6—b5?
5. Sd4—c2!, f7—f5	24. Kg1—g2, Th3—h4
6. Sb1—c3, h7—h6?[2])	25. c4—c5!, d6—d5[8])
7. e2—e4, Sg8—f6	26. Sc3:b5, Th8—h8
8. Lf1—e2, h6—h5[3])	27. Sb5:e7!, Dd7:d3
9. Lc1—g5, Lf8—e7	28. Td1:d3, Th4:g4
10. Lg5:f6, Le7:f6	29. f3:g4, Lc6:e4+
11. Le2:h5+, Ke8—f8	30. Td3—f3, Kf8:e7
12. e4:f5, d7—d6[4])	31. Kg2—g3, Le4:f3
13. Lh5—g4, Sc6—e7	32. Tf1:f3, Td8—d5
14. Sc2—e3, b7—b6	33. Tf3—c3, Td5—d2
15. Lg4—f3![5]), Ta8—b8	34. c5—c6, Ke7—d8
16. Lf3—e4, Lc8—b7	35. c6—c7+, Kd8—c8
17. Dd1—d3, Se7—c6	36. g4—g5, Td2:b2
18. Le4:c6[6]), Lb7:c6	37. f5—f6, g7:f6
19. Sc3—e4, Lf6—e7	38. g5:f6, aufgegeben.

Anmerkungen:

[1]) Dieser unüberlegte Bauernvorstoß gibt den wichtigen Punkt d5 vollkommen in die Hand des Weißen, der Bauer d7 ist jetzt rückständig.

[2]) Schon wieder ein schwacher Bauernzug; nichts kann eine Stellung gründlicher zerstören als Bauernzüge, mit Figuren kann ich wieder zurückgehen, mit Bauern nicht! Diese Wahrheit wird in dieser Partie besonders drastisch beleuchtet.

[3]) Eine Schwächung zieht die andere nach sich, jetzt geht nicht nur die Rochade, sondern auch wertvolles Material verloren.

[4]) Dieser bescheidene Einschritt des d-Bauern charakterisiert die Hilflosigkeit der schwarzen Stellung. Ebeling nahm sich die in dieser Partie erhaltenen Lehren sehr zu Herzen und legte seine späteren Partien bedeutend sorgsamer an, was ihm nicht zuletzt zu seinen bei dieser Bombenbesetzung beachtlichen 5 Punkten verhalf.

[5]) Eine geschickte Diversion des Läufers!

[6]) Der unbequeme Springer muß weg, sonst würde nach Sd4 der Schwächling d6 genügend gedeckt sein.

[7]) Ein kleiner Witz; natürlich geht jetzt Sd6: nicht wegen Td4.

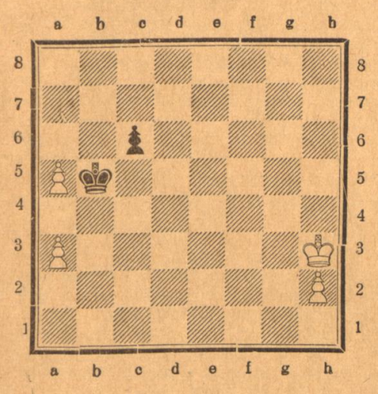
[8]) Dieses Vorgehen gestattet zwar dem Weißen den Generalabtausch und damit ein gewonnenes Spiel; aber was sonst? Die nun entstehenden Verwicklungen werden von Heinrich restlos gemeistert.

*

Zwei wertvolle Beiträge zum Endspiel

lieferte Heinrich in seinen Partien gegen Th. Weißinger und gegen Schmaus.

Th. Weißinger

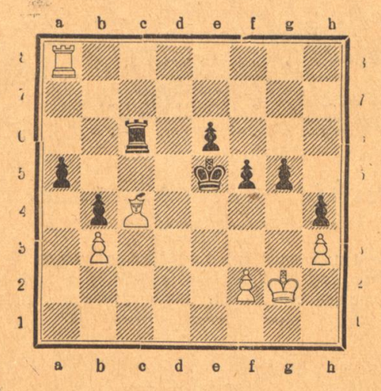


G. Heinrich

Nach dem 82. Zug von Schwarz kam es zu der obigen Stellung. Trotzdem Weiß 2 Bauern mehr hat, gewinnt nur ein Witz die Partie.

1. Kh3—g3, Kb5:a5; 2. Kg3—f3, Ka5—a4; 3. h2—h4!, c6—c5; 4. h4—h5, c5—c4; 5. h5—h6, c4—c3; 6. Kf3—e2, Ka4:a3; 7. h6—h7 aufgegeben, denn nach c2; Kd2, Kb2 geht der h-Bauer unter Schach ein!

Schmaus



G. Heinrich

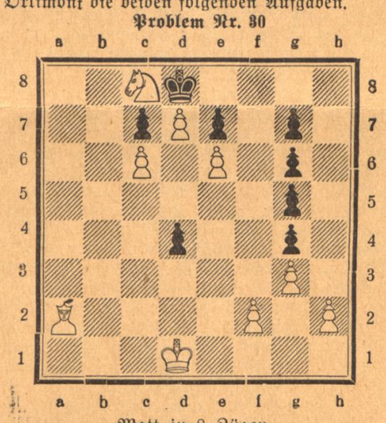
Kurz vor der Zeitkontrolle kam es zu dieser Stellung. Der letzte Zug von Weiß war Th8—a8, der a-Bauer ist angegriffen und nach Tc5 geht durch Ta6 der e-Bauer verloren. Darum hat Schwarz mit Tc6:Lc4 die Qualität in der Hoffnung mit dem freiwerdenden b-Bauern noch ein Remis rauszuholen. Nach diesem Qualitätsopfer wurde die Partie abgebrochen und nicht mehr aufgenommen, da Heinrich seinem Gegner folgenden Gewinnweg zeigte:

1. b3:c4, Ke5—d4; 2. Ta8:a5, Kd4:c4; 3. f2—f4!!, g5:f4; 4. Ta5—e5, b4—b3; 5. Te5:e6, b3—b2; 6. Te6—b6, Kc4—c3; 7. Kg2—f3, Kc3—c2; 8. Kf3:f4, b2—b1D; 9. Tb6:b1, Kc2:b1; 10. Kf4: f5 und gewinnt, da Schwarz gerade ein Tempo zu spät kommt, um den h-Bauern zu halten.

Die Meisterschaft der Pfalz

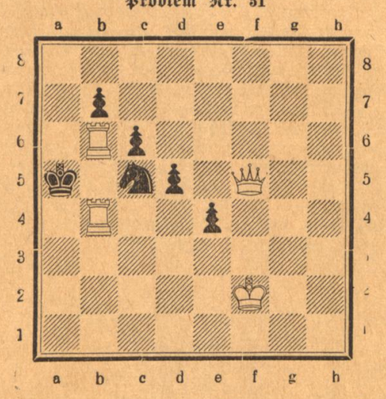
errang der bewährte badische Spitzenspieler H. Hussong nach hartem Endkampf mit 4 Punkten vor Heinrich und Weißgerber mit je 3½ Punkten. Den Teilnehmern des Kongresses widmete der bekannte Problemkomponist P. A. Orlimont die beiden folgenden Aufgaben.

Problem Nr. 30



Matt in 8 Zügen

Problem Nr. 31



Matt in 3 Zügen

Unkenntnis der Theorie

führte im Meisterschaftsturnier dieses Kongresses zur folgenden amüsanten Kurzpartie

Englundgambit

Weiß: Weichselbaumer **Schwarz:** E. Diemer

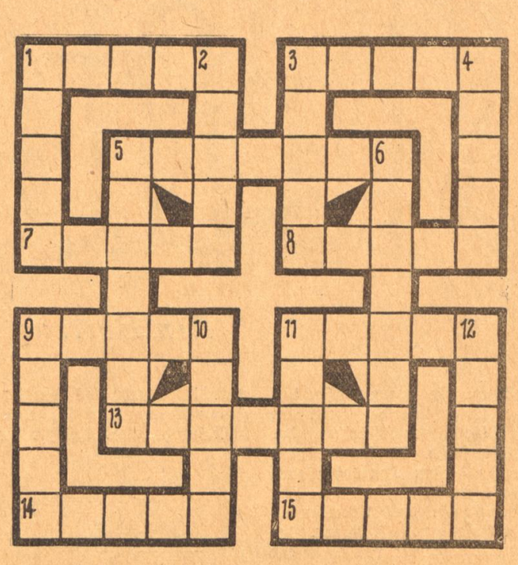
1. d2—d4 e7—e5!?[1])
2. d4:e5 Sb8—c6
3. Sg1—f3 Dd8—e7
4. Lc1—f4??[2]) De7—b4+
5. Lf4—d2 Db4:b2
6. Ld2—c3 Lf8—b4!
7. Lc3:b4 Sc6:b4

Aufgegeben.

1. Eine Spielweise, die letzten Endes sicher nicht stichhaltig ist, mit der man aber — vorausgesetzt, daß der Gegner nicht über das nötige theoretische Wissen verfügt — praktisch rasche Erfolge erzielen kann.

2. Hier haben wir den schon entscheidenden Fehler, richtig war Dd5; aber selbst, wenn man diesen Theoriezug nicht kennt, müßte man mit natürlichen Entwicklungszügen, wie Sc3, bei der etwas unglücklichen Stellung der schwarzen Dame in Vorteil kommen.

Rätsel-Ecke



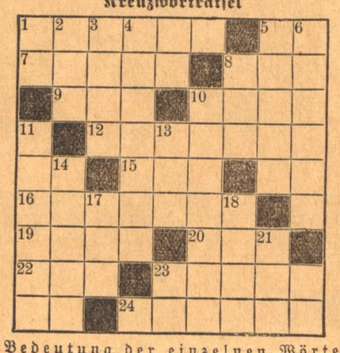
Kreuzworträtsel: „Deutsche Städte"

Waagrecht: 5) Männername, 7) Verzeichnis, 8) Blume, 9) bildliche Redewendung, 11) deutscher Dichter, 15) Stadt in der Schweiz.

Senkrecht: 1) überirdisches Wesen, 2) Teil der Ventilsteuerung, 3) Papstkrone, 4) umlaufender Teil einer Maschine, 9) Gewässer, 10) flaches Gelände, 11) Sportgerät.

Die Nummern 1, 3, 13 und 14 waagrecht, sowie 5, 6 und 12 senkrecht ergeben je eine deutsche Stadt.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter

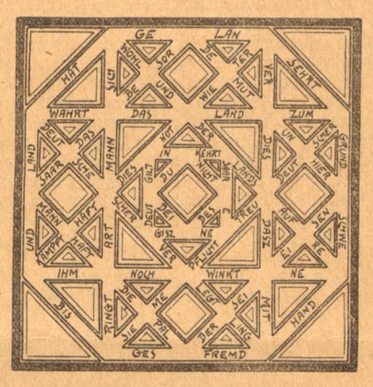
a) von links nach rechts: 1 Begabung, 7 Kampfplatz, 8 Raubfisch, 9 Grußwort, 10 Schweizer Sagenheld, 12 griechische Landschaft, 15 Filtermaterial, 16 Stimmlage, 19 Nutz- und Zierpflanze, 20 Nebenfluß der Donau, 22 altes Gewicht, 23 Teil der Pflanze, 24 schöner Jüngling;

b) von oben nach unten: 2 Papageienvogel, 3 Geliebte des Zeus, 4 Tatkraft, 5 Nachfolger Mohammeds, 6 Stadt in der Tschechoslowakei, 8 germanische Göttin, 10 Stadt in Kanada, 11 Ränke, 13 Landbesitz, 14 Gesellschaftsraum, 17 Farbe, 18 biblischer Ort, 21 türkischer Ehrentitel. 33914

Dreifacher Sinn

Im Meere tummelt sich das Wort in Scharen,
Liegts auf dem Acker, wirds mit Dung befahren,
Ein eignes Wort wünsch' ich mir schon seit Jahren.

Treue gegen Treue



In einem Zuge richtig durchwandert, ergeben sich einige Zeilen aus einer Mahnung zur Saarabstimmung. (Aus dem Aufruf des Bundes der Saarvereine vom Mai 1934.)

Auflösungen

Silbenrätsel: Waagrecht: 1. Donau, 3. Chaos, 7. Itala, 8. Ares, 10. Gral, 12. Inn, 14. Held, 15. Oder, 17. Art, 20. Erde, 22. Elbe, 23. Rhein, 24. Riese, 25. Zeile. Senkrecht: 1. Diwan, 2. Anis, 4. Haag, 5. Saale, 6. Main, 9. Elend, 11. Riehl, 12. Ida, 13. Not, 16. Weser, 18. Ries, 19. Leine, 21. Eros, 22. Ende.

Kreuzworträtsel. a) 1 Wolfram, 6 Boehr, 9 Tee, 11 Hirt, 12 Ifai, 13 Echo, 14 Nuß, 15 Gabe, 17 Ahab, 18 Rees, 19 Made, 20 Spa, 22 Meute, 23 Hunding; — b) 2 Lotto, 3 Fee, 4 Rhein, 5 Lohengrin, 7 Elisabeth, 8 Michael, 10 Kaskade, 16 Essen, 17 Amati, 21 Pud.

Bilderrätsel: Uebel kommt geritten und geht weg mit Schritten.

Was mancher nicht weiß!

In Kanada gibt es über tausend Pelztierfarmen, in denen Marder, Biber, Bisamratten, Skunks, Waschbären für die Pelzgewinnung gezüchtet werden.

*

Ein mexikanischer Salamander, der Axolotl, brütet als Kaulquappe und als ausgewachsenes Tier.

*

Die Eingeborenen von Liberia reiben ihre Füße mit Knoblauch ein, um von giftigen Reptilien nicht gebissen zu werden.

*

In Tibet gilt ein Gesetz, nach dem verheiratete Frauen sich nicht schmücken dürfen, um anderen Männern zu gefallen.

*

Der Kaiser von Abessinien hat sich in der Schweiz ein dreimotoriges Flugzeug gekauft, in das ein Thron eingebaut ist.

*

Das meiste Brot wird in Kanada und in Australien verzehrt. Dort kommen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich 270 Kilogramm, in Deutschland nur 93 Kilogramm.

*

Die Zoologie kennt 30 000 Arten von Käfern.

*

In Japan kommen im Durchschnitt täglich 20 Menschen durch Erdbeben ums Leben.

*

In einem Bienenstock wohnen ungefähr 40 000 Bienen.

Die höchsten Höhen, die ein Mensch ohne künstliche Sauerstoffzufuhr ertragen kann, sind 6000 Meter.

*

Die gewaltigste Quelle der Welt ist der Jordansprudel 2 in Bad Oeynhausen, der jährlich ca. 9 Millionen Hektoliter Wasser liefert.

*

Das Ambraparfüm liefert der Walfisch. Einem einzigen Walfisch kann für 50 000 Mark Ambrasubstanz, eine wachsartige Masse, entnommen werden.

*

Der berühmte Astronom Tycho de Brahe trug eine goldene Nase, die er sich im Gesicht festklebte. Seine eigene Nase hatte er in einem Duell verloren.

*

Der Bisonochse war früher das größte Säugetier in Europa. Er wurde zwei Meter hoch und vier Meter lang und wog über tausend Kilogramm.

*

Den Seeweg nach Indien hat nicht Vasco de Gama im Jahre 1497 entdeckt, sondern die Entdecker waren die Aegypter, die schon 600 Jahre vor Christi mit ihren Schiffen in Indien gewesen sind, wie Herodot berichtet. Eine solche Reise dauerte drei Jahre.

*

Der Sultan Oman Moulay von Marokko, der im Jahre 1727 starb, hinterließ 2010 Frauen und 927 Kinder.

Theater-Brand

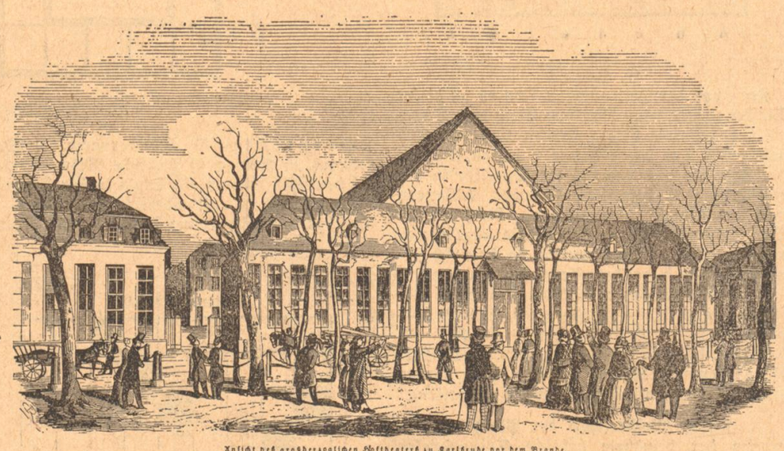
Ein Beitrag zur Geschichte unseres Theaters

In der Ausstellung, die gegenwärtig das Badische Staatstheater veranstaltet, lenkt ein alter Theaterzettel die Aufmerksamkeit der Besucher besonders auf sich. Er stammt vom 28. Februar 1847. An diesem Tag sollte zum erstenmal wiederholt werden „Der artesische Brunnen", Zauberposse in drei Abteilungen und vier Akten mit Gesang von G. Räder. Der Anfang war auf 6 Uhr angesetzt, das Ende der Vorstellung sollte nach 9 Uhr erfolgen. Die Aufführung fand nie statt. Eine halbe Stunde vor Beginn der Aufführung brach Feuer aus, das das ganze Theater zerstörte; es war ½9 Uhr, als mit donnerndem Krachen der Dachstuhl zusammenstürzte. Weinbrenners Bau war vollkommen vernichtet.

Wir können uns die Größe der damaligen Katastrophe nur erklären, wenn wir uns das alte Theater vergegenwärtigen. Die kleine Residenz Karlsruhe hatte im 18. Jahrhundert nur behelfsmäßige Bühnenbauten gehabt; erst um die Jahrhundertwende machte sich das Bedürfnis nach einem würdigen Theater geltend. Weinbrenner erbaute es 1807 ungefähr an der Stelle, wo jetzt das heutige Theater steht. Von dem Bau, bei dessen Richtfest der tragisch anmutende Wunsch ausgesprochen wurde: „Möge keine Flamme Schrecken und Verwüstung verbreiten!", war nur die Bühne und der Zuschauerraum vorläufig fertiggestellt worden. Auf dem freien Platz vor dem jetzigen Staatstheater befand sich noch der Bau einer Oranerie; heute stehen die entsprechenden Bauten links und rechts davon noch. In der Mitte war durch dies Gebäude der Eingang zum Theater durchgebrochen. Man kam in einen Vorsaal, in den die Treppen von den oberen Rängen ausmündeten. Die Treppen selbst bestanden alle aus Holz. Weinbrenner hatte das Gebäude bewußt so angelegt, daß bei einem Brand eine schnelle Entleerung möglich sei. So hatten die oberen Ränge 4 Ausgänge. Bei der ersten Aufführung soll sich das mit 2400—2500 Menschen gefüllte Haus binnen 6 Minuten entleert haben. Eine spätere Instandsetzung des Innenraumes im Jahre 1830 hat die Feuergefährlichkeit arg erhöht; man verkleidete die Brüstung der Logen mit Samt und Seide, Wolle und Leinwand. Der Plafond soll mit Heu und Werg ausgestopft worden sein, um eine Rundung vorzutäuschen; dies wurde allerdings später bestritten.

Vor diesem Theater nun versammelte sich an jenem Sonntagabend schon frühzeitig eine große Anzahl Menschen, die im 3. Rang sich einen guten Platz sichern wollten. Das Zauberstück hatte schon bei der ersten Vorstellung großen Beifall gefunden wegen seiner „humoresken Eigentümlichkeiten". An jenem Februarabend war der Andrang besonders groß, „weil", wie ein zeitgenössischer Bericht sagt, „es Sonntag war, an welchem der zum Theaterbesuch sehr geneigte Teil der Bevölkerung Karlsruhes, welcher während der Woche das Haus hüten muß, gewöhnlich und gern ins Theater eilt." Die Besucher des dritten Ranges gehörten fast ohne Ausnahme dem Handwerker- und Dienstbotenstand an.

Endlich wurde das Theater geöffnet, im Nu waren die vorderen Plätze des dritten Ranges dicht besetzt, alles drängte sich eng zusammen; manche waren ungehalten, daß sie nur hinten am Ausgang sich noch ein Plätzchen erobern konnten; daß das ihre Rettung war, ahnte damals ja niemand. Geduldig wartete man in dem dunklen Haus, in dem nur eine einzelne Lampe am Vorhang brannte. Besondere Aufmerksamkeit erregte dann aber das Entzünden der Gasbeleuchtung, die erst seit einigen Wochen eingerichtet war. Zuerst wurde der große Kronleuchter angezündet, dann ging ein Mann mit einem kleinen Lämpchen in die Logen des ersten Ranges, um dort Licht zu machen. Aus der Loge des Markgrafen Wilhelm verbreitete sich alsbald ein immer heller werdender Schein. Die Besucher, die sich langsam auch im Parterre eingefunden hatten, riefen erregt: es brennt. Einige Leute wollten davonlaufen, beruhigten sich aber bald, da es hieß, es sei nichts geschehen. Plötzlich aber schlugen die hellen Flammen zu den oberen Rängen empor.



Ansicht des großherzoglichen Hoftheaters zu Karlsruhe vor dem Brande.

Der Brand des großherzoglichen Hoftheaters zu Karlsruhe.

Entsetzt eilte alles dem Ausgang zu — Feuer schlug den Leuten entgegen, die Flammen hatten, bevor sie im Zuschauerraum richtig zu bemerken waren, bereits das Stiegenhaus ergriffen und im Nu zerstört! Alles drängte zurück nach den übrigen Ausgängen; die waren verschlossen und von außen mit Lattenkreuzen zugenagelt! Eine wüste Panik brach aus, keiner nahm mehr Rücksicht auf den andern, Menschen wurden zerdrückt und zertreten, einige stürzten, die anderen fielen darüber. Es wird berichtet, daß die Leute bis zum oberen Rande der Tür übereinandergelegen seien. In all dem Tumult erlosch das Licht im ganzen Haus! Feuer und Rauch vernichteten die armen Opfer; einige Beherzte schlugen die Fensterscheiben ein, um sich ins Freie zu retten. Die bereits zum Löschen alarmierte Bürgerschaft — eine eigentliche Feuerwehr gab es damals noch nicht — wollte Hilfe bringen, Leitern wurden angesetzt, aber sie waren nicht hoch genug! Mutige sprangen auf die niedrigeren Dächer der Nachbargebäude, manchen gelang das kühne Wagnis, manche blieben schwer verwundet liegen. Das furchtbarste Schicksal erreichte einen Menschen, dessen Füße im Fenster hängen blieben, so daß er kopfwärts nach außen hing. Man wollte ihn mit Wasser bespritzen, um das Feuer von ihm abzuhalten, aber die Spritzen reichten nicht weit genug, so daß der Aermste in der furchtbaren Lage bei lebendigem Leibe verbrennen mußte. Ueberall ertönte Geschrei und Wehklagen, bis der zusammenstürzende Dachstuhl alles unter sich begrub.

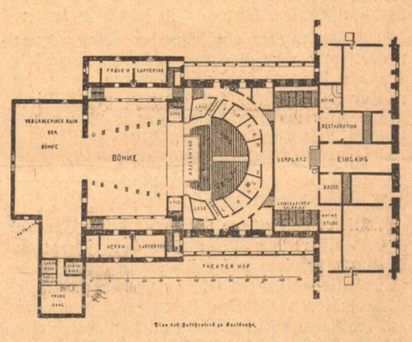
Ansicht der Brandstätte von dem Theaterhofe aus.

Das ganze Unglück nahm dann noch durch ein Mißverständnis den furchtbaren Umfang an: es entstand bei der Rettungsmannschaft das Gerücht, das Theater wäre vollständig geräumt. Man schloß es zu und machte sich daran, Garderobestücke und sonstige höchst unwichtige Gegenstände zu retten — und innen gingen die Menschen elendiglich zugrunde.

Erst in den folgenden Tagen konnte die Größe des Unglücks, ganz ermessen werden. 63 Todesopfer hatte der Brand gekostet; darunter werden — bezeichnend für die Zusammensetzung des Publikums! — 17 Dienstmädchen aufgezählt; auch 9 Kinder unter 15 Jahren mußten ihr Leben lassen, das jüngste darunter zählte nur 8 Jahre!

Wie groß die Erregung in Karlsruhe über das Unglück war, zeigt eine ganze Reihe von Broschüren, die sich mit der Katastrophe selbst und ihrer Ursache beschäftigten. Ganz zeitgemäß mutet es an, wenn zwei Stenographen, Giavina und Wiest — unabhängig voneinander — Berichte der Ueberlebenden sammelten und sie im Druck — der eine bei Macklot, der andere bei Malsch & Vogel — erscheinen ließen.

Hier finden wir erschütternde Zeugnisse jener furchtbaren Stunden; doch kommt auch nicht zu selten allzu Menschliches zu Wort, so daß manche Zeugnisse in ihrer Naivität oder auch



Plan des Hoftheaters zu Karlsruhe.

Eitelkeit fast als Satyrspiel erscheinen. So wenn „Mad. Wormser, Ehefrau des Kaufmann Wormser" wichtig erzählt, wie sie sich im Parterre niedergelassen, ihren Pelz um einen der Sperrsitze wickelte, um bequemer sitzen zu können. Beim Brand selbst, bei dem sie ja nicht gefährdet war, drängte sich ihr schnell die Ueberzeugung auf, „daß, wenn der Markgraf selbst in der Loge gewesen, die Flamme leicht wäre gedämpft worden, denn ein unerschrockener Krieger, wie er ist, würde schon die Mittel dazu gefunden haben." Die arme Frau hat aber noch einen Schrecken gehabt: vor dem Theater wäre bald eine Spritze gegen sie gefahren, so daß sie sich nur durch einen Seitensprung retten konnte! Viel Gemütsruhe legte „Jgfr. Rosa Dürr von Burckheim, A. Breisach, 36 Jahre alt, bei Hrn. Kanzleirath Schunggart in Diensten" an den Tag. Sie ging ihrer Aussage nach mit ihrem Liebhaber, Karl Wilhelm Lehmann, Unteroffizier bei dem Grenadierbataillon, ins Theater. Sie konnte sich retten, ihr Liebhaber aber kam zu Fall und konnte sich aus dem Haufen der über ihm liegenden Menschen nicht befreien; sie versuchte vergeblich ihm zu helfen und der wackere Mann schickte sie fort, damit wenigstens sie gerettet werde. Und da erzählt sie ruhig: „Ich blieb noch eine halbe Stunde vor dem Theater und glaubte immer, die Rettung meines Geliebten abwarten zu können, aber vergebens. Endlich begab ich mich nach Hause."

Diese fürchterlichste Katastrophe, die Karlsruhe je heimgesucht, ging recht biedermeiermäßig aus! Es war keine Rede davon, daß die Bevölkerung schärfste Untersuchung und Bestrafung der Schuldigen verlangt hätte. Großherzog Leopold hatte in einem Handschreiben vom 2. März der Bürgerschaft seine innigste Anteilnahme ausgesprochen. Am 13. März machten sich nun die städtischen Behörden, denen sich 1500 Bürger und Einwohner der Stadt in feierlichem Zug anschlossen, auf, um dem Großherzog im Schloß eine Urkunde zu überreichen, in der dem Fürsten der wärmste Dank für seine zum Ausdruck gegebene Teilnahme ausgesprochen wurde!

Die Bilder stammen aus einem alten Bande der „Leipziger Illustrierten" und wurden uns von der Generaldirektion des Staatstheaters zur Verfügung gestellt.